



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Neue historische Schriften.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Neue historische Schriften.

Geschichte der deutschen Freiheitskriege in den Jahren 1813 und 1814.

Von Major Beigke. 2. Band, Berlin 1855. Duncker & Humblot. —

Die Erwartungen, die der erste Band dieses vortrefflichen Werkes erregt hat, bestätigt der zweite vollkommen. Wir haben in dieser Geschichte der Freiheitskriege zunächst eine auf gründlichster technischer Kenntniß und sorgfältigen Studien beruhende militärische Darstellung, die aber der Verfasser durch eine ungewöhnliche Kunst, allgemeine und umfassende Vorstellungen durch Individualisirung anschaulich zu machen, dem Verständniß auch des größern Publicums eröffnet hat. Der Verfasser verschweigt niemals die Fehler, die in der bisherigen Einrichtung des Heerwesens, in der Uneinigkeit der Verbündeten, zum Theil auch in der individuellen Beschaffenheit der Generale ihren Grund hatten. Ja militärisch betrachtet erscheint Napoleon auch in diesen Kriegen als der interessantere Theil, und wir erkennen, daß die Misère, über die wir uns in Deutschland beklagen müssen, sich nicht bloß auf die innere Politik bezog; aber der warme, kräftige, patriotische Geist des Verfassers gibt doch den Ereignissen diejenige Beleuchtung, die sie in einem deutschen Volksbuche haben müssen. Wir lernen die kerngesunde Natur unsrer Väter achten und verehren, wenn wir auch die ungesunden Verhältnisse, in denen sie lebten, beklagen müssen. Möchte doch dieses Buch nicht bloß der müßigen Neugierde sondern auch der nationalen Belebung unsers Volkes dienen, denn dazu ist es umsomehr berufen, da wir bei politischen Geschichtswerken häufig unsre, eigne Gesinnung und Ueberzeugung antreffen, bei militärischen dagegen fast nie, während uns hier ein tüchtiger und erprobter Soldat begegnet, den wir in Beziehung auf die politischen Ueberzeugungen als unsern Glaubensgenossen freudig begrüßen können.

Wir behalten uns vor, aus den reichen und bewegten Bildern des Kriegeslebens, die uns dieses Werk entwickelt, später einiges mitzutheilen; hier kam es nur darauf an, die Aufmerksamkeit auch des größern Publicums auf eine Schrift hinzulenken, deren Werth von Sachverständigen schon längst richtig gewürdigt ist. —

Grenzboten. II. 1855.

G. M. Arndts Schriften für und an seine lieben Deutschen. Zum ersten Mal gesammelt und durch Neues vermehrt. Vierter Theil. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1855. —

Der soeben erschienene vierte Band der gesammelten Schriften, der zum Theil Neues enthält, zum Theil Aufsätze, die in den letzten Jahren in verschiedenen Zeitschriften erschienen, gibt uns Veranlassung, auch der frühern Bände mit einigen Worten zu gedenken.

Schiller sagt einmal von den ausübenden Künstlern, daß ihre Stellung der Nachwelt gegenüber eine undankbare sei, und daß sie sich alsdann damit begnügen müßten, die Bedürfnisse des Tages zu befriedigen. In einem gewissen Sinn kann man das auch vom politischen Publicisten sagen, denn wenn auch seine Stellung insofern günstiger erscheint, als seine Schriften der Nachwelt wirklich vorliegen, so fehlt dieser doch in der Regel der richtige Maßstab, um die Bedeutung derselben für ihre Zeit zu würdigen. Es gibt eine Classe von Publicisten, die dieses weniger trifft, diejenigen, welche aus den Zeitverhältnissen gewissermaßen ein physiologisches Studium machen, und ohne auf die augenblicklichen Bedürfnisse Rücksicht zu nehmen, die bleibenden Regeln und Ideen daraus zu gewinnen suchen. Solche Männer üben auf ihre Zeit gewöhnlich eine sehr geringe Wirkung aus, weil man in der Hast des Handelns nicht daran denken kann, sich die allgemeinen Gesichtspunkte klar zu machen, und jeden, der nicht augenblicklich mit eingreift, für einen Müßiggänger hält. Von der Nachwelt dagegen werden sie häufig überschätzt, denn da sie ruhiger und gelassener urtheilen und von der Stimmung der Zeit sich möglichst wenig anfechten lassen, so erhält ihr Urtheil eine gewisse Verwandtschaft mit dem Urtheil der unbetheiligten Nachwelt, der es deshalb leicht als geistreich erscheint.

Arndt gehörte nicht zu dieser Classe. Was er schrieb, war auf die augenblickliche Wirkung berechnet und hatte keinen andern Zweck, als die unmittelbare Stimmung in die nothwendige Richtung hinzutreiben und sie zu einem thatkräftigen Entschluß anzuspornen. Bei solchen Schriftstellern schätzt die Nachwelt gewöhnlich weiter nichts, als den Glanz der Redekunst, und diese ist es nicht grade, die Arndts Schriften auszeichnet. Dagegen bieten sie dem Historiker ein anderes und, wie uns scheint, größeres Interesse. Bei der Vielseitigkeit der Gegenstände, auf welche der deutsche Patriot damals seine Aufmerksamkeit richten mußte, bei der Wärme und sogar Leidenschaft, die jeder entwickeln mußte, der nur überhaupt gehört werden wollte, überrascht uns bei Arndt doch die Folgerichtigkeit und Sicherheit des Urtheils, die nicht aus künstlicher Reflexion, sondern aus einem sehr starken, gesunden Menschenverstand und aus der Redlichkeit des Charakters hervorging. Seine Ansichten

sind fast durchaus von der Art, daß sie noch heute bei so völlig veränderten Umständen ihren Werth behalten.

Bekanntlich erhob sich im Jahre 1849 in Frankfurt, als Arndt seine Stimme für Kleindeutschland abgab, die gesammte demokratische Partei und erinnerte den greisen Dichter an den bekannten Refrain seines Liedes: das ganze Deutschland soll es sein. Auch von den Parteigenossen, die meistens von ihrem Freunde nicht viel mehr kannten, als jenes Vaterlandslied, wurde jener Schritt als eine ehrenwerthe Inconsequenz aufgefaßt. Das ist sie aber keineswegs. Wenn man in einer Zeit, wo das heilige römische Reich deutscher Nation noch in aller Erinnerung bestand, bei dem Aufruf des Volks nicht wol eine andere Wendung nehmen konnte, als zur Wiederaufrichtung dieses Reichs anzuregen, so ist es doch bei Arndt nie die historische Reminiscenz, auf die er sein deutsches Volksthum gründen will, sondern die sittlich geeinigte Volkskraft, die ihm in der Gegenwart entgegentritt. Arndt war nicht bloß ein warmer Patriot, sondern auch ein guter Protestant, und dies gibt seiner ganzen Politik eine Färbung, die ihn schon damals als den Verkündiger unsrer gegenwärtigen Bestrebungen erscheinen läßt.

Sehr interessant ist in dieser Beziehung seine Beurtheilung der Schlegelschen Vorlesungen über neuere Geschichte und Literatur. Mit einem Scharfsinn, der nur dem gebildeten historischen Sinn eigen ist, entwickelt Arndt nicht bloß in dem, was Schlegel sagt, sondern vorzüglich in dem, was er verschweigt, das Unhistorische und Unsittliche seiner Principien und stellt die Bedeutung der Reformation für die Wiedergeburt des deutschen Sinns auf eine geistvolle und überzeugende Weise fest. „Es waren,“ sagt er, „nicht einzelne Uebel und Mißbräuche, welche eine Reformation heischten . . . Es war ein großes allgemeines Grundübel, eine schwere Krankheit, die an den edelsten und innersten Organen der Kirche zehrte. Diese Krankheit hieß Unsittlichkeit und Unwissenheit. . . . Freilich wenn man vornehm von oben herab immer nur die Sonnen und Monde der Kunst und Gelehrsamkeit zeigen und das Mittlere und Untere gar keines Blickes würdigen und sich überhaupt geberden will, als sei es nicht in der Welt oder brauche doch nicht darin zu sein, so lassen sich allerdings auch in dem Jahrhundert vor der Reformation und zur Zeit ihres Ausbruchs einzelne Hohepriester und Gottesgelehrte zeigen, welche es in Wissenschaft und Trefflichkeit wol mit den besten in den beiden folgenden Jahrhunderten aufnehmen könnten. Aber die eigentlichen Verwalter und Auspender des christlichen Heiligthums, die vielen kleineren Pfeiler und Säulen, wodurch die christliche Kirche vornehmlich gehalten und getragen werden sollte, die Lehrer und Priester des Volkes, die Pfarrer, Seelsorger, Schulmeister, wie unwissend, ungöttlich, gleichgültig und wie stolz und übermüthig von der Priesterschaft der höheren Ordnungen unterdrückt und verachtet waren diese nothwen-

digsten und würdigsten Arbeiter im Weinberge des Herrn damals fast in ganz Europa!“ u. s. w. —

Wir wollen hier auf eine Frage aufmerksam machen, die nur anscheinend der Vergangenheit angehört, die in der That sich immer wieder in den Vordergrund drängen wird, solange es sich überhaupt um die Idee einer Wiedergeburt Deutschlands handelt. Und diese Idee können wir doch selbst jetzt bei den allertrübsten Aussichten für Deutschland nicht aus den Augen lassen. Als im Jahre 1849 die Scheidung zwischen den Großdeutschen und Kleindeutschen eintrat, eine Scheidung, die, wenn man genau zusieht, sich von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken erstreckte, behaupteten die Ersteren, die Legitimen zu sein, diejenigen, welche die historischen und traditionellen Ideen unverfälscht fortzupflanzen und auszuführen strebten. Die Großdeutschen von der Rechten bezogen sich auf das Reichskammergericht und auf den Bundestag, die Großdeutschen von der Linken auf das Volkslied vom einigen freien Deutschland, welches sich sogar in dem mißverstandenen Dictum eines Prinzen ausgesprochen haben sollte, in dem man damals die Incarnation dieser Idee verehrte. Die Kleindeutschen dagegen wurden als Neuerer betrachtet und mit dem Prädicat der Verräther beehrt, das man allen Neuerern gern beilegt. Da die Partei in Frankfurt groß geworden war, wo man unleugbar unter großdeutschen Voraussetzungen zusammentam, so wurde sie selbst stutzig und suchte ihre Legitimität durch Concessionen zu erkaufen, die denn freilich zu ihrem leitenden Princip nicht recht stimmen wollten.

Nun wird es aber für jeden, der die politische Literatur zu Anfang dieses Jahrhunderts ins Auge faßt, unzweifelhaft sein, daß die kleindeutsche Partei als die legitime, als diejenige angesehen werden muß, welche die Traditionen des Liberalismus fortpflanzte. In jener Zeit hatte man noch nicht die Höhenstufen auf den Altar gehoben und wenn man Symbole für die deutsche Nationalität suchte, so waren es, abgesehen von dem farblosen Cereskurfürsten, zwei sehr charakteristische, Luther und der alte Fritz. Luther hatte Deutschland von Rom emancipirt, Friedrich der Große hatte zuerst dem deutschen Volk zur Anschauung gebracht, daß es noch Helden hervorbringen könne. In diesem Sinne dachte und empfand mit wenigen Ausnahmen die ganze damalige Geschichtschreibung und Publicistik und wenn durch die Schlacht bei Jena in diese Ansichten einige Verwirrung kam, so führte die gleich darauf erfolgende Wiedergeburt des preussischen Staates doch bald zu ihrer Wiederaufnahme. Man rechnete auf den preussischen Staat und auf den Protestantismus, als auf die beiden hauptsächlichsten Hebel zur Wiederaufrichtung Deutschlands. Auf welche Weise sie ihre Aufgabe erfüllen sollten, darüber hatte man sich keine bestimmten Vorstellungen gebildet; aber über die Aufgabe selbst waltete kein Zweifel ob und wenn man nun endlich genöthigt wurde, ans Werk zu gehen,

so konnte der dialektische Proceß, dem jede neugebildete Partei unterworfen ist, zu nichts Andern führen, als zu der Idee, daß Scheidung nicht immer mit Machtverlust verknüpft ist, daß, wenn zwei Organismen durch ein unnatürliches Band zusammengehalten werden, die Zerschneidung dieses Bandes beide stärkt, so daß nach der Trennung jeder einzelne von ihnen mächtiger ist, als vorher beide zusammen.

Wer nun das gerechte Bedürfnis fühlt, seine gegenwärtigen Ueberzeugungen mit den Ueberzeugungen der Vergangenheit in Verbindung zu setzen, der wird durch das Studium der Aendtschen Schriften gestärkt und erbaut werden, in denen sich außerdem noch das Bild einer edlen und liebenswürdigen Persönlichkeit erschließt. —

Geschichte des russischen Reichs von der ältesten Zeit bis zum Tode des Kaisers Nikolaus, von J. S. Schnizler. Deutsch von Burckhardt. Leipzig, Lorch. —

Das Werkchen bildet den 36. Band der historischen Hausbibliothek und hat die Aufgabe, die russische Geschichte mit möglichster Benützung der neuern Forschungen in einer leichtübersichtlichen und verständlichen Skizze dem größern Publicum vorzuführen, wobei sich von selbst versteht, daß das vorherrschende politische Interesse der Gegenwart nicht ohne Einfluß auf die Färbung geblieben ist. Ohne Anspruch auf tiefere historische Durchdringung zu machen, erfüllt es den Zweck einer leichten Belehrung vollkommen. —

Die kaukasischen Länder und Armenien. Herausgegeben von Prof. Karl Koch. Leipzig, Lorch. —

Wie der frühere Theil der Bibliothek für Länder- und Völkerkunde, welcher das russische Kriegstheater behandelt, ist auch diese Schrift aus verschiedenen Reisebeschreibungen zusammengesetzt. Sie enthält außer zwei Reisebildern vom Herausgeber Berichte von Spenceer, Curzon, Wilbraham und Macintosh. Diese einzelnen Reiseberichte sind so geordnet und zusammengestellt, daß sie sich gewissermaßen einander ergänzen und von den Gegenden, die durch die neusten Kriegsereignisse eine so ungeheure Wichtigkeit erlangt haben, ein ziemlich vollständiges Gesamtgemälde geben. Der Ton ist überall leicht ansprechend und bequem und die kleinen Ereignisse der Reisenden sind bunt genug, um auch in dieser Beziehung eine unterhaltende Lectüre zu gewähren. —

Die Völker des Kaukasus und ihre Freiheitskämpfe gegen die Russen. Ein Beitrag zur neuesten Geschichte des Orients von Friedrich Bodensiedt. Zweite gänzlich umgearbeitete und durch eine Abhandlung über die orientalische Frage vermehrte Auflage. 1. und 2. Band. Berlin, Decker. 1855. —

Das liebenswürdige und geistvolle Buch, welches dem Verfasser soviel ge-

rechte Anerkennung in Deutschland erworben hat, ist nun in seiner neuen Gestalt vollendet und wird seinen Leserkreis hoffentlich immermehr erweitern. Die zahlreichen Verbesserungen sind durchaus sehr zweckmäßig und auch die Buchhandlung hat sich Mühe gegeben, durch eine elegante Ausstattung dem vortrefflichen Inhalt eine würdige Form zu geben. Wir möchten diese Gelegenheit benutzen, gegen Herr Bodenstedt einen freundlichen Wunsch auszusprechen. Er hat sich in neuester Zeit vorzugsweise mit poetischen Arbeiten beschäftigt und bei seinem ansprechenden Talent läßt sich hoffen, daß er uns auch auf diesem Gebiet manche schätzenswerthe Gabe darreichen wird; allein wir sind der Ueberzeugung, daß seine Anlage, soweit wir sie bis jetzt übersehen können, mehr einer stillen Pflege, als einer unausgesetzten und lebhaften Anregung bedarf. Die Muse der Dichtkunst wird ihm um so freundlicher sein, je weniger er sie drängt. Nun hat er in seinen „Bildern aus dem Kaukasus“ eine so schöne Gabe entwickelt, Zustände und Begebenheiten theils nach eigener Anschauung, theils nach Berichten plastisch zu vergegenwärtigen, daß es sehr zu bedauern wäre, wenn er nicht auf demselben Gebiet weiter arbeiten wollte. Es ist kaum zu erwarten, daß ihm noch einmal Gelegenheit werden sollte, eine so große Fülle fremdartiger Gegenstände durch eigne Reisen kennen zu lernen; er wird also die Anschauung durch gelehrte Studien ersetzen müssen. Wenn er dann im Schweiß seines Angesichts das Feld der Geschichte umackert, wird ihm nebenbei auch manche poetische Blume in die Hände fallen, die er um so kunstreicher pflegen kann, je reicher er sich den Inhalt des wirklichen Lebens angeeignet hat. In unsrer Zeit, wo uns die hochgebildete Sprache so viel Poetisches überliefert, und wo wir nur mit Schwierigkeit unterscheiden, wieviel von der Poesie, die wir machen, uns selbst angehört, gilt mehr als je der schöne Goethesche Spruch, daß die Muse das Leben zwar gern und gefällig begleite, aber es zu leiten nicht im Stande ist. Die Zeit, wo man ausschließlich der Poesie leben durfte, weil dadurch der Nation ein viel größerer Gehalt zugeführt wurde, als auf eine andere Weise hätte geschehen können ist jetzt vorüber, wenn nicht etwa einmal wieder ein gewaltiger Genius auftreten sollte, auf den die Regeln überhaupt keine Anwendung finden; und wir möchten den Begriff der Musestunde, auf den man seit den Tagen der absoluten Kunst so vornehm herablickte, gern in unsre Literatur wieder einbürgern, denn er trifft im Grunde doch das Wesen der Sache. Bildende Kunst und Musik erfordern ein unausgesetztes, nach einer und derselben künstlerischen Richtung fortgehendes Streben, die Poesie aber wird nicht durch Studien der Poesie, sondern durch Studien des Lebens genährt. —